

Constanze Neumann
Das Jahr ohne Sommer

Constanze Neumann

**DAS JAHR
OHNE
SOMMER**

Ullstein



ISBN: 978-3-550-20229-2

© 2024 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus Fairfield

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Für Antonia

I

Als ich klein war, lebte ich in einem Land, das es nicht mehr gibt. Es war grau und vertraut. Die Stadt, die es nicht mehr gibt, war grau und vertraut: die Max-Liebermann-Straße, die wir so nicht nannten, sondern Ladenstraße, die Landsberger Straße, die Krochsiedlung und das schmutzige Wackerbad. Die Russenkaserne mit den Fenstern ohne Gardinen, still, unheimlich. Der Zoo, wo nahe dem Eingang Flamingos auf einem Bein standen und man Lose kaufen konnte. Den Hauptgewinn, einen großen Teddy, habe ich nie gezogen. Gohlis, beige-blaue Tatra-Straßenbahnen mit Plastikschalen als Sitze, die Jonny-Schehr-Straße mit dem Kindergarten, die Milchbar Pinguin, wo es Vanille- und Schokoladenmilch gab und manchmal welche mit Erdbeergeschmack. Der Schrebergarten meiner Großmutter, Fleischsalat, Knackwurst, Malzkaffee.

Als ich klein war, sagte mein Vater nicht, reiße dich zusammen. Als ich klein war, rissen meine Eltern sich zusammen, und dann rissen sie an unserem Leben, das sie nicht wollten, nicht so, nicht hier. Man konnte nicht sagen, was man dachte, und man konnte nicht fahren, wohin man wollte.

Meine Mutter war jung und schön, sie hatte langes dunkles Haar, grüne Augen und eine weiche Stimme, so weich, wie Stimmen nur in Leipzig sind. Mein Vater war groß und stark, durch sein Haar liefen silbrige Fäden, er hatte eine schwarz gerahmte Brille und sang und lachte laut. Wenn

wir mit unserem Trabant ins Erzgebirge fuhren, sangen wir »Geh aus, mein Herz, und suche Freud«.

Meine Tochter weint nicht, sagte er später. Ich hasse hysterische Frauen, sagte er auch erst später.

Aber ich war schon als Kind hysterisch, ich hatte Angst vor Wasser und vor Ameisen.

Meine Tochter hat immer Angst, sagte mein Vater, woher kommt bloß diese Angst, wir haben keine Angst.

Wir wohnten in einer kleinen Wohnung, zwei Zimmer, Küche, Bad, die wir uns mit einer alten Frau teilten. In unserem Zimmer standen der Flügel meines Vaters, Bücherregale, ein Schrank und ein Schlafsofa. Es war eng, und die alte Frau, die mit uns in der Wohnung wohnte, trank. Sie roch nach Alkohol, immer, und meine Mutter wollte nicht, dass sie mir zu nahe kam. Mein Vater suchte eine größere Wohnung, er ging auf das zuständige Amt, aber sie hatten keine, er hörte sich um, doch immer waren die Wohnungen schon vergeben. Er erfuhr von einer in der Landsberger Straße, drei Zimmer, dort hatte sich jemand umgebracht, hieß es, also musste sie frei sein. Mein Vater ging wieder auf das Amt, diesmal klappte es, wir bekamen die Wohnung, konnten endlich wegziehen aus der viel zu kleinen mit der alten Frau.

In der neuen Wohnung in der Landsberger Straße wohnten Sommerlattes über uns, unten im Haus war ein Juwelierladen, dessen Besitzer aussah wie Paul Newman, neben uns wohnten Ladinskys. Herbert und Renate Ladinskys Tochter hieß Ines und spielte mit mir, obwohl sie ein paar Jahre älter war. Renate Ladinsky rauchte viel und beschwerte sich über ihren Mann, der eine schwarze Lederjacke trug, eine Honda fuhr und zu viel trank, meine Mutter hörte ihr zu und rauchte auch, sie übte Geige und machte

ihr Examen, und alle sagten ihr eine Karriere als Geigerin voraus. Sie bestand ihr Examen mit der besten Note, und wenn sie spielte, tanzten ihre Finger über die Saiten.

Mein Vater bekam einen Lehrauftrag in Dresden an der Musikhochschule, und auch meine Mutter bewarb sich dort. Man wollte sie einstellen, aber es fand sich wieder keine Wohnung, wir hatten ja gerade Glück gehabt mit der in Leipzig, also blieben wir in der Landsberger Straße, und mein Vater fuhr jede Woche von Montag bis Donnerstag nach Dresden. Der Juwelier, der aussah wie Paul Newman, lächelte, wenn er meine Mutter im Treppenhaus sah.

Meine Mutter und ich, dies ist meine erste Erinnerung, standen abends am Fenster, an dem Schneeflocken vorbeifielen, es war ganz still, drinnen und draußen, und wir schauten zusammen in das nächtliche Schneegestöber. Wir standen lange am Fenster – dann kam mein Vater aus Dresden zurück, und es war Weihnachten, Silvester. Unter uns feierte der Juwelier, neben uns stritten Ladinskys, über uns ging bei Sommerlattes der Weihnachtsbaum in Flammen auf, als um Mitternacht ein Knallkörper durch das offene Fenster fiel. Mein Vater rief die Feuerwehr.

2

Meine Eltern rissen an unserem Leben und entschieden, das Land zu verlassen, das ihre und meine Heimat war.

Einige unserer Verwandten waren nach Westdeutschland gegangen, vor dem Mauerbau, oder wie meine Oma, die Mutter meines Vaters, als Rentnerin übergesiedelt. Meine Tante Helga, die Schwester meines Vaters, floh, als ich ein Jahr alt war: zusammen mit ihrem Mann, einem Arzt, der eine Zeit lang noch zu Kongressen in den Westen fahren durfte und dort die Flucht geplant hatte, mit einer Organisation in der Schweiz, die damit und mit Prostitution ihr Geld verdiente.

Meine Tante handelte eine Flucht für uns mit ihnen aus, sie schickte Freunde aus Westdeutschland zu uns, denn sie durfte nicht mehr einreisen, und diese Freunde kamen zu den Messen und überbrachten Nachrichten. Sie hatten einen Fotoapparat dabei mit Farbfilm, sie fotografierten uns und sich, es sind die einzigen Farbfotos von mir als Kleinkind. Die Erwachsenen sind in Orange, Grün und Braun gekleidet, die Freundin aus dem Westen trägt eine große Hornsonnenbrille und hat das Haar in Wellen gelegt, die Augen meiner Mutter sind grün und meine grünblau.

Meine Eltern sagten niemandem etwas von der Flucht, sie sprachen auch nicht in der Wohnung davon. Sie gingen spazieren und redeten draußen, sie liefen die Straßen entlang und schauten über die Schulter zurück. Manchmal kamen Kuriere mit Nachrichten, dann gab es Passwörter, ich bin

der Walter, sagten sie, das hat der Otto mir gesagt, musste mein Vater antworten. Manchmal hatten die Kuriere das Passwort vergessen, sie hatten es eilig, und mein Vater sagte schnell, der Otto hat mir gesagt, dass du der Walter bist.

Es wurden ein Termin und ein Ort ausgemacht, an dem wir warten sollten, bis ein Wagen auftauchte, in dessen Kofferraum wir steigen würden. Dieser Wagen sollte uns aus dem Land bringen, ein Westwagen, der die Transitstrecke nehmen konnte und eigentlich nicht kontrolliert werden durfte.

Wir fuhren wie verabredet nach Berlin zum Märchenbrunnen im Volkspark Friedrichshain. Dort standen wir Stunde um Stunde, mein Vater mit seiner Aktentasche, in der die wichtigsten Unterlagen waren und ein paar Münzen und Briefmarken, meine Mutter mit ihrem Schmuck und ihrer Geige unter dem Arm. Für mehr wäre nicht Platz in dem Kofferraum, aber immerhin hatte meine Mutter ihr Instrument dabei, während mein Vater seinen Flügel zurücklassen musste.

Wir standen sehr lange dort, und es tauchte kein Wagen auf. Irgendwann hatten wir alle Märchenfiguren angesehen, Dornröschen, Schneewittchen, den gestiefelten Kater, der aussah wie ein Hase, Rotkäppchen, dem die Strümpfe über die Knöchel gerutscht waren, und Hänsel und Gretel, die auf Enten saßen. Es war ein kalter Tag Ende November, und dass eine Frau mit einer Geige, ein Mann mit einer Aktentasche und ein kleines Kind in der Dämmerung zwei Stunden am Märchenbrunnen im Regen standen, war verdächtig. So gingen wir erst auf den Weihnachtsmarkt am Alexanderplatz, ich aß Zuckerwatte und fuhr Karussell, dann mussten wir zurück nach Leipzig, zurück in die Wohnung in der Landsberger Straße, von der meine Eltern

dachten, sie sähen sie nie wieder. Am nächsten Tag wurde meine Mutter 25 Jahre alt.

Knapp drei Monate vergingen, dann war Februar, der 19. Februar 1977, ein neuer Termin. Wir standen in einem Vorort von Leipzig vor einem Geschäft mit Tapeten und warteten, und endlich kamen die Männer. Sie waren nervös und hatten es eilig. Das Auto, in das wir stiegen, ein Mercedes, war größer als alle Autos, die ich kannte.

Auf einem dunklen Parkplatz irgendwo an der Autobahn hielten sie an, wir sollten umsteigen, schnell in den Kofferraum, damit uns keiner dabei zusah.

Dass es ein neues Gesetz gab, dass bei begründetem Verdacht Westautos auf der Transitstrecke durchsucht werden durften, wussten meine Eltern nicht. Sie wussten auch nicht, dass in der Werkstatt der Fluchthilfeorganisation, in der sie die Fluchtautos präparierten, jemand arbeitete, der die Termine und Namen der Flüchtenden der Stasi meldete.

Ich wusste schon mit drei Jahren, dass man das Land nicht verlassen durfte. Ich sagte es meinem Vater, der mir erklärte, dass das stimmte und wir uns deshalb im Kofferraum verstecken und ganz leise sein müssten, dann kämen wir nach Westdeutschland und zu der Oma, seiner Mutter, an die ich keine Erinnerung mehr hatte. Ich glaubte ihm und kletterte in den Kofferraum, ich lag dort zwischen meinen Eltern, es war warm, ich schlief ein.

Die Hoffnung meines Vaters erfüllte sich nicht, und obwohl ich wusste, dass wir etwas Verbotenes taten, wusste ich nicht, was uns erwartete, als das Auto an der Grenze hielt, als die Stimmen lauter wurden, als das Auto wieder anfuhr, langsam ein paar Meter weiterrollte und dann erneut bremste: erst das Bellen der Schäferhunde, ihr

Hecheln und das Geräusch ihrer Pfoten über der Kofferraumklappe, die schließlich aufgerissen wurde, dann die Grenzsoldaten mit ihren Maschinenpistolen, die im Halbkreis um das Auto standen und zusahen, wie wir ausstiegen. Meine Mutter nahm mich auf den Arm und drückte mich fest an sich, mein Vater stellte sich schützend vor uns. Jemand fotografierte uns, mein Vater schaute wütend, meine Mutter ängstlich in die Kamera, dann trennten uns die Grenzsoldaten.

Mein Vater wurde fortgeführt, ich saß auf dem Schoß meiner Mutter in einem kleinen Raum. Ein junger Soldat kam und bot meiner Mutter ein Glas Milch und eine Apfelsine an, nehmen Sie, das bekommen Sie so bald nicht wieder, aber sie schüttelte stumm den Kopf. Irgendwann kam ein anderer Soldat, der mich wegbrachte.

Sie fuhren mich nach Gera, in ein Kinderheim, an das ich kaum Erinnerungen habe. Ein dunkler Schlafsaal, Stockbetten, das Gefühl von Einsamkeit.

Dass meine Eltern nicht da waren, machte mich nicht ängstlich. Ich war zornig und weinte vor Wut. Ich war wütend, weil sie mir meinen orange-weißen Spielzeugbus weggenommen und nie zurückgegeben hatten. Ich konnte mit niemandem reden, denn dass das hier böse Menschen waren, wusste ich, sie gehörten zu denen, die meine Eltern weggeführt hatten, zu denen, die uns nicht aus dem Land lassen wollten. Ich wurde in ein Doppelstockbett gesteckt, ich musste unten liegen, die Decken waren grau und knotig und dünn, und die anderen Kinder waren Feinde. Ich würde nie wieder in einem Stockbett unten liegen.

Es war Fasching, und auch die Kinder ohne Eltern sollten fröhlich sein, aber ich war nicht fröhlich, ich hatte ja Eltern und war falsch hier in diesem Heim voller Kinder ohne El-

tern. Irgendwer zog mir ein Schmetterlingskostüm an, aber das half nicht. Die Frauen, die wir Tante nennen sollten, wussten nichts mit mir anzufangen, einem Kind, das bockig weinte und nichts sagte.

Meine Mutter hatte zum Abschied gesagt, dass meine Großmutter aus Leipzig kommen werde, um mich abzuholen. Ich hatte das Kostüm noch an, als meine Großeltern eintrafen, es geschah genau so, wie meine Mutter gesagt hatte, es waren nur ein paar Tage vergangen, aber ich dachte, ich wäre ewig in dem grauen Heim gewesen und hätte geweint und geschwiegen. Die Tanten waren froh, dass ich abgeholt wurde, ich war ein schwieriges Kind, da halfen auch die blonden Locken nicht.

Ich fuhr mit meinen Großeltern zu ihnen in die Kroch-siedlung, Norderneyer Weg 9b, dort hatte schon meine Mutter als Kind gewohnt, und ich zog in ihr Zimmer. In der Wohnung roch es nach meiner Oma: Malzkaffee und Wäsche.

3

Nun wohnte ich also in der Krochsiedlung. Riesengroß kam sie mir vor, zwischen den Häuserzeilen mit drei- und viergeschossigen Gebäuden waren jeweils ein Fußweg und dann eine Rasenfläche, die bis zur nächsten Zeile reichte. Auf dem Rasen Sandkästen, Teppichstangen und ein paar hohe Bäume. Der Rost der Teppichstangen kratzte an meinen Händen, und in den schmutzigen Sandkästen spielte niemand mehr. Die Kinder liefen über den Rasen, spielten Ball und Verstecken. Die Erwachsenen, die zumeist schon lange in den Wohnungen wohnten, die begehrt und einmal modern gewesen waren, stellten Klappstühle und -liegen nach draußen und verbrachten die Sommernachmittage dort.

Die Häuser hatten hohe dunkle Holztreppe, die einmal in der Woche gebohrt werden mussten, die Dreizimmerwohnung meiner Großeltern hatte wie viele andere eine Loggia, die im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß war, aber schön aussah. Meine Oma war 1930 als Zweijährige mit ihren Eltern in die gerade neu gebaute Krochsiedlung gezogen, sie hatte immer dort gelebt, auch nach der Hochzeit mit meinem Großvater.

Ich bekam das Kinderzimmer meiner Mutter, denn in mein altes Kinderzimmer in der Landsberger Straße konnte ich nicht mehr, die Wohnung war für uns verschlossen, sie war versiegelt, und hinter dem Siegel über dem Türschloss waren meine Spielsachen, meine Kleider, unerreichbar.

Der Februar war vorbei, der 19. Februar war weit weg und doch immer da, an den Bäumen zwischen den Häusern wuchsen kleine hellgrüne Blätter, die Forsythien blühten gelb. Ich ging wie vor dem 19. Februar in den evangelischen Kindergarten in der Jonny-Schehr-Straße, in dem man Verständnis dafür hatte, dass ich manchmal wütend war und kratzte und biss. Meine Großmutter arbeitete morgens in einer Bücherei und bastelte nachmittags mit mir, ging mit mir in den Zoo oder auf den Spielplatz und, als es Frühling und dann Sommer wurde, in ihren Garten in der Laubensiedlung. Neben Blumen wuchsen dort Erdbeeren, die süß waren, wir ernteten sie im Mai und Juni, später gab es Stachelbeeren und Johannisbeeren. Meine Oma buk Zuckerkuchen und nahm ihn mit in den Garten. In dem kleinen Häuschen, in dem ein Tisch stand und Stühle und ein Gaskocher, roch es nach feuchtem Holz. Davor stand eine Regentonne, aus der wir Wasser nahmen, um zu gießen. An der Regenrinne glitzerten Spinnweben in der Sonne, die Tage wurden länger, wir aßen Zuckerkuchen und Beeren und gingen abends müde und verschwitzt zurück in die Krochsiedlung.

Mein Großvater erzählte mir jeden Tag Geschichten vom Rackedälchen. Das Rackedälchen war ein kleines Männchen, das tief im Wald wohnte und Abenteuer erlebte. Immer weiter spann er diese Geschichte, später hat er sie aufgeschrieben, ich habe das Heft nach seinem Tod gefunden. Mein Großvater war Nationalökonom, er arbeitete in einem großen Betrieb für Landwirtschaftsmaschinen und leitete dort eine Abteilung. Er trug Verantwortung, obwohl er sich häufig lustig machte über den Betrieb, über die Landwirtschaftsmaschinen, die zum Teil vollkommen nutzlos waren, über Fünfjahrespläne und Vorgaben aus sowjetischen Bru-

derfirmen. Er war in der Partei gewesen und wieder ausgetreten, er hatte sich bereit erklärt, mich bei sich aufzunehmen und im Sinne des Sozialismus zu erziehen, was meine Eltern offensichtlich nicht konnten und wollten, und die republikflüchtige Tochter schadete ihm. Arbeitslos konnte man nicht werden in dem kleinen grauen Land, aber die Verantwortung in der Firma nahm man ihm. Er spielte dann viel Skat, bei der Arbeit und in seiner Freizeit, und wurde wütend, wenn er verlor. Er war häufig wütend, auf meine Mutter und ihre Entscheidung, die Folgen hatte für ihn, für mich, für uns alle, er konnte das nicht verstehen, das sagte er ihr bei seinem einzigen Besuch im Gefängnis. Er war auch wütend auf meine Großmutter, nur auf mich nicht, er erzählte vom Rackedälchen und brachte mich morgens in den Kindergarten.

Über uns wohnten Kuhnes. Herr Kuhne war unser Hauswart, er führte das Hausbuch, in dem sich alle Gäste eintragen mussten, er achtete darauf, dass an den entsprechenden Tagen die Fahne gehisst wurde und alle zur Wahl gingen. Über Kuhnes redete man in der Siedlung, so wie über uns. Kuhnes Kinder waren »asozial«, saßen im Jugendwerkhof oder im Gefängnis; Kuhne war Nazi gewesen und hatte sich nach dem Krieg den Kommunisten angeschlossen, er machte, was man ihm auftrug, wenn man ihn dafür in Ruhe ließ.

Die Leute redeten auch über Herbsts, die ein paar Häuser weiter in der Stasiwohnung wohnten.

Katja Herbst, einige Jahre älter als ich, fragte mich beim Spielen auf der Wiese, wo meine Eltern seien.

Im Gefängnis, sagte ich, wir wollten hier nicht bleiben.

Danach durfte ich nicht mehr draußen spielen, obwohl inzwischen Sommer war, auf den Wiesen zwischen unseren

Häusern blühten Gänseblümchen, und ich hatte Ketten und Kränze daraus geflochten. Aber jetzt nicht mehr, jedenfalls nicht, wenn meine Großmutter nicht dabei war und ihren Klappstuhl neben den von Kuhnes stellte.

Ines Ladinsky durfte zu mir kommen, und wir sprachen viel über die Honda ihres Vaters. Diese Honda war unser Traum, wir dachten uns Geschichten aus, in der die Honda eine entscheidende Rolle spielte. Eine ging so: Unter die Honda schnallten wir Rollschuhe, und sie wurde dadurch so schnell, dass wir über die Grenze fahren konnten, ohne dass sie uns erwischte. Wir fuhren ihnen einfach davon. So kamen wir in den Westen, den wir uns nicht vorstellen konnten, von dem wir aber viel gehört hatten, dort gab es alles, was es hier nicht gab, Milka-Schokolade, bunten Kaugummi, Bananen und Pfirsiche.

Manchmal ging ich zu Ines in die Landsberger Straße und schaute auf die versiegelte Tür zu unserer Wohnung, hinter der meine Spielsachen waren – oder hatten sie sie weggenommen wie den kleinen Spielzeugbus?

Im Sommer machten wir Ausflüge mit Ines' Eltern, sie hatten einen Trabant wie meine Großeltern, und wir fuhren raus aus Leipzig. Immer stritten sie sich: Du bist doch das Letzte, jetzt steige ich aus, dann steig doch aus, wenn du anhältst, steig ich auch aus, bitte schön, das kannst du haben, komm zurück, du dusselige Kuh, ich komm nie mehr zurück, wo willst du hin, Hauptsache, weg von dir.

Am Ende fuhren wir alle schweigend zurück nach Leipzig, Ines verabschiedete sich, als wäre nichts gewesen, und besuchte uns bald wieder.

Im Herbst fuhren meine Großeltern mit mir nach Thüringen, wir suchten Blaubeeren und Pilze. Meine Großmutter, die nicht gern Pilze aß, fand die meisten. Abends machte

sie Pilzomelett für meinen Großvater und mich und für sich selbst eins ohne Pilze.

Meine Mutter schickte mir Briefe mit Bildern aus dem Gefängnis, sie konnte gut malen: Rehe im Wald, Prinzessinnen, Fliegenpilze. Wir hängten die Bilder in meinem Zimmer auf, neben die Fotos von meinen Eltern und mir.

Zweimal in diesem Jahr wurde meine Großmutter unruhig, sie stand lange an für einen Blumenstrauß, den schönsten und größten, den sie finden konnte, sie packte eine große Tasche, und ich wusste, sie besuchte meine Mutter. Ich konnte nicht mit, denn Kinder unter sechs Jahren durften nicht ins Gefängnis, durften niemanden dort besuchen, auch nicht die eigene Mutter.

Meine Oma ging traurig weg und kam traurig wieder, mit leerer Tasche. Sie versuchte zu lächeln und erzählte mir, wie viel meine Mutter an mich dachte, wie sehr sie sich darauf freute, mich wiederzusehen. Ihre grünen Augen wurden beinahe durchsichtig, sie lächelte und putzte sich die Nase.

Es wurde Winter, Weihnachten kam, und ich hatte eine schwere Angina, ich war ein paar Tage im Krankenhaus und wurde wieder gesund, meine Eltern waren immer noch im Gefängnis, der Schnee lag erst weiß und dann braun und matschig auf den Straßen der Krochsiedlung, und der 19. Februar lag bereits ein Jahr zurück.

Der Frühling kam, als wäre nichts geschehen, die Vögel sangen zwischen unseren Häuserzeilen, die Menschen holten ihre Klappstühle und -liegen aus dem Keller und setzten sich auf die Wiesen, die endlich wieder grün wurden. Noch ein Sommer kam, und dann im Herbst, anderthalb Jahre nach jenem 19. Februar, durften meine Eltern nach Westdeutschland ausreisen, man hatte sie freigekauft, und ich

konnte mir das nicht vorstellen – wer kaufte eingesperrte Menschen?

Ich sollte nachkommen in das neue Land, alles drehte sich darum, aber es war schwer, eine Lösung zu finden, denn sie wollten mich nicht gehen lassen. Meine Großmutter wurde immer trauriger, mein Großvater und meine Großmutter gingen auf viele Ämter und sagten, ja, eine sozialistische Erziehung sei sehr wichtig, aber noch wichtiger seien doch die Eltern.

Und damit war klar, dass mein Großvater weiter Skat spielen und sich nie mehr um die nutzlosen Landwirtschaftsmaschinen kümmern würde, er spielte Skat, er war wütend und immer seltener zu Hause. Meine Großmutter lächelte kaum, wenn er da war, stumm stellte sie ihm das Essen auf den Tisch. Er erzählte mir vom Rackedälchen oder den nutzlosen Maschinen, er lachte dann, und ich lachte mit, auch wenn ich ihm nicht folgen konnte.

Im Februar des darauffolgenden Jahres sagte mein Großvater, er fahre auf Dienstreise nach Russland, er sei lange weg, und vielleicht würden wir uns nicht mehr sehen, vielleicht sei ich schon bei meinen Eltern im Westen, wenn er wiederkomme. Ob ich mich freue auf meine Eltern und auf den Westen, fragte er, und ich sagte, ja, ich freue mich, ich will wieder bei Mutti und Vati sein.

Er ging, und wirklich sah ich ihn nicht wieder, bevor ich in den Westen ausreiste.

Meine Eltern riefen nun ab und zu an, unerreichbar weit weg, auch wenn ihre Stimmen am Telefon ganz nah klangen.

Bald sind wir wieder zusammen, sagten sie, es dauert nicht mehr lange, dann kommst du zu uns.

Ich möchte meine Haare wachsen lassen, darf ich das denn, fragte ich, wenn ich wieder bei euch bin?

Ja, sagte meine Mutter, natürlich darfst du das. Dann erzählte sie vom Westen, den ich noch nicht kannte, dass es ihnen gut gehe und dass es mir dort auch gut gehen werde.

Ich freue mich, sagte ich, hoffentlich klappt es bald.

Dann legten wir auf. Immer knackte es in der Leitung, wenn wir miteinander sprachen.